

(Nachdruck verboten.)

34]

Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von S. L.

„Aber das Mädchen verliert nicht den Kopf,“ fügte Miklosch mit Bewunderung hinzu. „So hat sie Heurtault und mich, wie ich schon gesagt habe, aufgestellt, um Sie zu warnen. Darauf ist sie mit Herrn Rubignac — Sie wissen, unser ehemaliger Nachbar — zu dem Doktor gegangen, den der junge Mann kürzlich zu uns gebracht hatte. Sie hofft, es mit seiner Hilfe durchzusetzen, daß man Paul frei giebt, oder daß man ihn wenigstens nicht im Gefängnisse läßt. Armer Paul! Armer Paul! O, wie wenig Vernunft hat doch der Vater Michi, und was für ein ekelhaftes Ding ist dieser Kongnat!“

Große aufrichtige Thränen benehten das Gesicht des alten Generals und indem er sie mit dem Ende seines Armstumpfes abwischte, zerkaute er seine schnurrbartartigen Augenbrauen. Ich drückte ihm seine einzige Hand und sagte ihm, daß sich alles noch arrangiren lassen würde und daß in der That die Energie Cesarine's das von ihm wider Willen heraufbeschworene Unglück wieder gut machen würde.

„Wenigstens diesmal wird sie zufrieden mit mir sein. Ich habe meinen Auftrag gut ausgeführt. Sie sind verschont geblieben. Sie werden nicht nach Ihrem Hotel zurückkehren. Aber wo werden Sie Unterschlupf suchen? Sie hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie danach zu fragen, damit ich Sie auf dem Laufenden halten kann.“

Ich erinnerte mich eines kleinen unansehnlichen Hotel garni auf der Rue Servaudoni, in dem früher ein Kamerad von mir gewohnt hatte. Man war dort nicht sehr wählerisch in bezug auf die Gäste. Und ich mußte mich ohnehin nach den sehr bescheidenen Mitteln richten, die ich bei mir hatte. Ich würde siehenden Fußes dort unter einem angemessenen Namen, den ich Miklosch anvertraute, ein Zimmer miethen, und es wurde ausgemacht, daß ich dort alle Tage bis Mittag auf Nachrichten warten sollte.

„Schön, schön, sagte er mir, indem er mich verließ. Begriffen! Und fürchten Sie nichts! Diesmal werde ich das Geheimniß bewahren. Man wird mir nicht mehr folgen. Ich schwöre es Ihnen. Ich bin für immer vom Trunke geheilt. Ungarn ist zu dumm, wenn es getrunken hat.“

Das hinderte jedoch nicht, daß der Unglückliche am folgenden Abend, kaum vierundzwanzig Stunden nach diesem festen Entschluß, als er mir einen Brief von Cesarine überbrachte, schon wieder Ungarn in die Lage gebracht hatte, Dummheiten zu machen, indem er bei meinem neuen Wirth nach mir unter meinem wirklichen Namen gefragt hatte. Das hatte mir der Wirth mit Augenblinzeln mitgetheilt, indem er hinzufügte:

„Man darf ihm deshalb nicht zürnen. Der arme Alte hatte schon etwas schief geladen!“

Cesarine begann übrigens ihren Brief mit der Entschuldigung darüber, daß sie mir ihren Vater in einem solchen Zustande sende; aber sie hätte kein anderes Mittel, diesen Brief sofort zu besorgen und es läge ihr daran, daß ich ihn sofort bei meiner Rückkehr vorsehe, um ohne Verzug von dem guten Rathe, den sie mir gäbe, Gebrauch zu machen. Dieser gute Rath bestand darin, noch einmal die Wohnung zu wechseln oder mich wenigstens nicht an den Orten sehen zu lassen, wo man mich kenne.

„In der That,“ fuhr sie fort, „man sucht Sie eifrig, ebenso wie alle anderen Dienst-Flüchtigen. Der Mann, der am Pantleon diesem Dienste obliegt, ist schrecklich. Ich habe Himmel und Erde in Bewegung setzen müssen, um zwar nicht Paul's Freilassung, aber wenigstens seine Verlegung als kranker Gefangener zu erlangen. Nun bin ich in bezug auf ihn doch ein wenig beruhigt. Paul ist im Feldlazareth des Luxemburg, und dank Rubignac's und vor allem seines Professors bin ich bei ihm. Ich habe mich dazu als Krankenpflegerin annehmen lassen. Nun gehören wir zur Kommune. Paul trägt eine Uniform und ein Käppi.

Aber was thut das? Die Hauptsache ist, daß er gut gepflegt ist und daß wir zusammen sind. Ich würde vollkommen glücklich sein, wenn ich jetzt keine Besorgnisse in bezug auf meinen Vater und Sie hätte. Mein armer Vater wird, sich allein überlassen, immer mehr und mehr in seine traurige Leidenschaft verfallen. Was Sie anbetrifft, mein Freund, so zittere ich, daß man Sie aufgreift und einreißt. Die Leute sind ganz außer sich. Ich sehe es wohl. Selbst die Bewundeten verlangen, nichts als in das Feuer zurückzukehren. Der Straßenkampf steht anscheinend unmittelbar bevor. Da erwarten sie die Truppen von Versailles. Das entscheidende Handgemenge wird fürchterlich sein. Ich weiß, daß Sie den Krieg kennen; Aber ich weiß auch, welches Greuel Ihnen der jegige Krieg zwischen Landsleuten ist, und doch nichts in der Welt Sie dazu bringen könnte, daran theilzunehmen. Verbergen Sie sich also. Schämen Sie sich nicht, darauf einzugehen. Ich spreche da zu Ihnen wie Ihre ältere Schwester, die Sie sehr liebt, aber die in ihrer Neigung nicht so weit gehen würde, seien Sie dessen überzeugt, Ihnen etwas zu rathe, was eines Mannes unwürdig wäre. . . .“

Und ich bewunderte das tapfere Mädchen, das, nachdem sie Paul gerettet hatte, mich ebenfalls retten wollte; ich war von diesen zarten und edlen Worten bis zu Thränen gerührt. In ihrer eigenen Angst hatte sie an die meine gedacht und hatte sie so genau errathen, als ob sie in meiner Seele läse.

Ich schämte mich in der That, mich zu verbergen, und gleichzeitig hatte ich doch den Wunsch, es möchte mir irgend jemand bestätigen, daß es unter solchen Umständen doch nicht schimpflich wäre, sich zu verbergen. Ich war aus Lust an Abenteuer nach Paris gekommen, um die Revolution zu sehen und jetzt machte ich mir Vorwürfe, daß ich in Wirklichkeit so wenig abenteuerlich sei, daß ich mich darauf beschränkte, lediglich zuzusehen, wie ein neugieriger Gaffer. Meine Neutralität schien mir Feigheit. Und dies um so mehr, als ich alles in allem die Erbitterung dieser Erbitterten zwar nicht theilte, sie aber doch begriff. Und dann fühlte ich bei dieser Erhebung wie bei jedem Aufstande, wie immer er auch sein und gegen wen immer auch er sich richten mochte, wie der Sturm des Enthusiasmus sich erhob, der das zwanzigjährige Blut unumwiderstehlich mit sich reißt, das Herz schwellen und für den Aufruhr schlagen läßt. Meine ganze Sympathie war bei dem Volke, bei dem so heldenhaften, so überzeugungstreuen Volke. Und seine wehende Fahne weckte die Begeisterung ihr zu folgen, weil ja das Volk für sie starb. Oh! Gewiß hätte ich nie den schrecklichen Muth gehabt, auf dieses Volk zu schießen, auf dieses arme Volk, auf dieses tapfere Volk. Und wie hätte ich mich andererseits entschließen können, mit ihm zu marschiren? Ich ein Soldatenkind, der ich da unten in Versailles Freunde meines Vaters hatte, alte Offiziere, auch tapfere Männer, wie hier, die mich auf ihren Knien geschaukelt hatten, als ich noch klein war! Und ich hatte dort meine eigenen Freunde, die beim Ausbruch des Krieges von Saint-Cyr abgegangen waren, und Kriegskameraden der Ost-armee und besonders den Kapitän, den Kapitän, der so wild gegen seinen Sohn in Paris, aber so mittheilsvoll, so gut und zart in seiner Rauheit gegen mich gewesen war, der mich während der schrecklichen ersten Nacht der Flucht gerettet hatte, und ohne den ich am folgenden Tage einer von jenen unzähligen, kleinen schwarzen Punkten gewesen wäre, die langsam in dem großen weißen Schnee verschwanden. So mußte ich denn aus innerem Zwange neutral bleiben. In dem großen Volksdrama sowohl, als in dem Familiendrama war ich dazu verurtheilt, niemand für durchaus im Unrechte befindlich zu halten. Ebenso wie ich den Kapitän von seinem Morde und Paul von seiner Auflehnung freisprach, und den einen wie den anderen beklagte, so war es meine Gewissenspflicht, zwischen den von ihrer Disziplin befehligen regulären Truppen und den vom Unabhängigkeitsgefühl erfüllten Föderirten unthätig und waffenlos zu verharren.

Indem ich diese traurigen Gedanken in mir wälzte und mit Schmerz meine verzweifelnde Ueberflüssigkeit konstatierte, verbrachte ich die letzten Tage der Kommune, ohne übrigens zu ahnen, daß die Lösung so nahe und so schrecklich sein würde. Ich empfand dieselbe wilde Nerven-

abspannung, die ich im Kriege kennen gelernt hatte, wenn man unter dem fernen Waffengeöse, unter dem dumpfen Schlachtengrollen, das sich allmählig nähert, Gewehr bei Fuß die Stunde erwartet, bis man selbst mit hineingezogen wird. Man ist zwar in Sicherheit; aber die Beklemmung ist so schwer, so bedrückend, daß der Befehl, vorzurücken, als Befreiung erscheint. Man steht im Begriffe, sich vielleicht tödten zu lassen! Was thut das! Man fühlt, daß man lebt.

Und ich lebte nicht mehr während dieser langen, 'unthätig hingeschleppten Tage, die ich damit verbrachte, daß ich auf gut Glück ganz allein umhergeschweifte. Ich sah kein befreundetes Gesicht mehr. Ich sprach nur noch mit meinem Wirth, bei dem ich trotz Cesarinen's Rath geblieben war. Er hatte mich angesehen, nicht wegzugehen; ich war sein einziger Gast und ich aß an einem Tisch mit seiner alten Mutter, die uns die Küche besorgte.

Dieser Mann würde mich sicher nicht denunziren; meine vier Franken täglichen Kostgeldes bildeten ja jetzt seine einzige Einnahme. Er hielt es sogar für unklug, daß ich so viel ausging. Wenn ich ihm hätte folgen wollen, so hätte ich mich in seinem Hause einschließen müssen. Aber ich konnte nicht anders, ich mußte durch die Straßen laufen, um dort die Zeit zu verbringen, die mir endlos schien.

Es gab indessen nichts, woran ich mich hätte aufmuntern können. Duster und unheilbrütend lagen die Straßen da. Vorüber war das Lohu-Wabofu der Pariser in Festes Stimmung, das neugierige Angaffen der fröhlichen Vorbereitungen. Fast überall lagen die Fahrdämme einsam da. Vereinzelte Passanten liefen eilends auf den Trottoirs und hielten sich wie Diebe dicht an den Häusern. Viele Kaufleute öffneten von ihren Schaufenstern nur noch den kleinen mittleren Fensterladen. Ganze Straßenviertel lagen in tiefem Schweigen wie völlig verlassen.

Größere Menschenmengen sah man nur noch auf den Boulevards oder an den Zugängen zu den Mairien und Kasernen und dann war es eine erbitterte Masse mit leuchtenden Augen und wüthenden Worten und Gebärden, die sich fieberhaft erregte, indem sie die Neuigkeiten besprach. Die Massen leuchteten beinahe, wenn sie dicht gedrängt um einen Vorleser herumstanden, der die glühende Prosa der Zeitungen vortrug. Sie zeigten die Zähne, sie brüllten, die Augen drangen fast aus dem Kopfe heraus, die Fäuste waren geballt, die Arme wie gezückte Schwerter zum Himmel erhoben, wenn man ihnen mittheilte, daß die Versailler die Gefangenen zusammenschössen. Sie bezichtigten die Führer des Verraths, als sie vernahmen, daß die Forts eines nach dem anderen genommen seien. Ein düsterer Wahnsinn stieg in den Gesichtern auf und ließ sie erbleichen und durchleuchtete sie bei der Vorstellung, daß die Abzugskanäle unterminirt seien und daß man Paris eher in die Luft sprengen als sich übergeben würde.

„Nun wohl, man springt in die Luft und die Sache hat ein Ende.“

So dachte auch ich, wenn ich des Abends durch die dunklen krummen und leeren Straßen heimkehrte, und wenn ich in mir selbst alles noch dunkler, stummer und leerer fand. Ich war so niedergedrückt von meiner Thatenlosigkeit, von meiner Einsamkeit, daß ich sogar diese Rasenden beneidete, die in dieser wilden Hoffnung außer sich geriethen. Ich beneidete auch den Kapitän um seinen Glauben an die Disziplin, an seine Instruktion. Ich beneidete mehr noch Cesarine und Paul, die sich in ihrer Neigung gegenseitig verzehrten und die, wenn sie in dem allgemeinen Zusammensturz sterben mußten, wenigstens Hand in Hand, in liebender Umarmung sterben würden. Ich beneidete sogar Bocard wegen seiner Eifersucht. Ich beneidete alle, die um mich herum in ihrem Herzen eine Leidenschaft hatten, Haß oder Liebe, gleich viel, aber doch eine Leidenschaft. Das verkürzte ihre Stunden, das brachte Leben in ihr Dasein, beschäftigte, rasendes, intensives Leben, das jagte ihnen ihr Blut rascher durch die Adern. Mein Dasein erschien mir unbeweglich, geronnen. Ich sah nichts Lebendiges mehr in mir, als mein Gehirn, dessen Energie sich vergeblich in unfruchtbareren Schlachten erschöpfte, und in dem ruhelos schreckliche Vorstellungen umgingen; die schauerlichen und wilden Bilder des niedergeschlagenen oder siegreichen Aufzugs, die Vision der in die Luft springenden Stadt, das Vorgefühl und das Grauen vor der nahen Katastrophe. Und jede Nacht erwachte ich als Beute dieses drückenden Alb's: Ich schwamm auf einem scheiternden Schiffe, dessen Besatzung und dessen Passagiere trunken waren, auf dem einzelne Paare sich umarmten, andere

sich erwürgten, wo niemand im Augenblick des Untergangs ein Daseins-Bewußtsein hatte, wo jeder, an Leib und Seele verloren noch seinen Augenblick lebte, während ich ohne Lebenskraft, an Händen und Füßen gefesselt, mit gelähmter Sprache diese ganze Welt und mich unter einem Flammenregen allmählig in die abgrundtiefe Finsterniß versinken sah. —

(Fortsetzung folgt.)

Falb's kritische Tage.

Am 29. Juli haben im Riesengebirge ungeheure Wolkenbrüche stattgefunden, durch welche namhafte Ueberschwemmungen hervorgerufen wurden; das Unwetter verbreitete sich nach Oesterreich hinein, zog über Sachsen hin, und täglich kommen noch Nachrichten von dem großen Verlust an Menschenleben und Gütern. Dadurch sind die Augen des großen Publikums wieder einmal auf den bekannten Professor Rudolf Falb gerichtet, der den 29. Juli als einen kritischen Tag 2. Ordnung verkündigt hatte, der vielleicht wegen der an demselben Tage stattfindenden partiellen Sonnenfinsterniß zu einem 1. Ordnung werden würde. Seine Prognose für den 27. bis 31. Juli, die jetzt mehrfach von der Presse als Beweis für die Zuverlässigkeit der Falb'schen Theorie angeführt wird, lautet wörtlich:

„Der 29. ist ein mit einer Sonnenfinsterniß verbundener kritischer Tag 2. Ordnung; demzufolge dürften vom 26. ab die Niederschläge bedeutend zunehmen und eine große Ausbreitung erlangen. Zu diesem Termine sind zahlreiche Gewitter zu erwarten, die sich noch bis über die letzten Tage hinaus fortsetzen und stellenweise Wolkenbrüche zur Folge haben.“

In der That kann man nicht leugnen, daß diese Vorhersage für einen großen Theil Deutschlands und Oesterreichs eingetroffen ist, so daß es nicht wunderbar erscheint, wenn viele der Meinung werden, Herr Falb verstehe in bezug auf das Wetter doch mehr, als die meisten andern Leute; die Junggelehrten wollen ihn nur nicht ankommen lassen. Weil er von Haus aus Theologe gewesen — er ist zum katholischen Priester geweiht worden und war auch einige Zeit hindurch seelsorgerisch thätig — betrachteten sie ihn vielleicht nicht für voll und haben ein instinktives Bändniß gegen ihn als Heien geschlossen. Nun, über den letzteren Punkt kann man beruhigt sein; Falb hat sich an der Prager Universität mit mathematischen, physikalischen und astronomischen Studien beschäftigt, in Wien hat er Geologie studirt, außerdem in den Jahren 1877—80 Sibirien und Nordamerika bereist, um an den dortigen Gebirgen vulkanische Studien zu betreiben; und so hat er jedenfalls die Berechtigung erworben, als ein erfahrener Mann mit vollgiltigem Sachverständniß behandelt zu werden. Wenn seine Theorie trotzdem von der gelehrten Welt einstimmig abgelehnt wird, so wird dies wohl an der Theorie selbst und nicht an ihrem Schöpfer liegen.

Betrachten wir uns doch die Bedeutung der kritischen Tage und die Art ihrer Bestimmung etwas näher.

Es ist bekannt, daß der Mond die Erscheinung der Ebbe und Fluth hervorruft; der Erde gegenüberstehend hebt er die leichtbeweglichen Wassermassen als einen Fluthberg zu sich empor, während sie von den seitlichen Theilen, die ihn auf- oder untergehen sehen, zur Fluthstelle hinströmen und eine tiefe Ebbe verursachen. Fluth herrscht gleichzeitig auch auf derjenigen Stelle der Erde, die dem Monde abgekehrt ist; es hängt das mit der gegenseitigen Bewegung beider Weltkörper zusammen, worauf hier nicht weiter eingegangen werden soll. Es genüge festzuhalten, daß stets auf der dem Monde zu- und abgekehrten Seite, wo er also am höchsten steht und wo er schon seit 6 Stunden untergegangen ist, Fluth herrscht, Ebbe dagegen, wo er im Auf- und Untergehen begriffen ist. Eine, wenn auch kleinere Ebbe und Fluth, wird durch den Stand der Sonne veranlaßt, so daß wir morgens und abends Ebbe, um Mittag und Mitternacht Fluth haben müssen. Geht nun der Mond mit der Sonne zugleich auf und unter, also bei Neumond, wo er zu Mittag, nicht sichtbar, am höchsten steht, oder erreicht er seinen höchsten Stand um Mitternacht, zur Zeit des Vollmonds, so fallen die von Sonne und Mond verursachten Fluthen zusammen, wir haben Springfluth, während wir zur Zeit des ersten und letzten Viertels nur Nippfluth haben, weil die Sonne Ebbe verursacht, wo der Mond Fluth hervorruft, und dadurch die Fluth in ihrer Höhe und Gewalt gemäßigt wird.

Wie der Mond die gewaltige Bewegung des Wassers veranlaßt, die uns als Ebbe und Fluth erscheint, so muß er auch in dem uns umgebenden Luftmeer Ebbe und Fluth hervorrufen und dadurch regelmäßige Strömungen veranlassen. Da die Luft viel leichter ist, als das Wasser, so könnte man meinen, die Fluthwellen der Atmosphäre müßten die Wasserfluthen bei weitem übertreffen und gewaltige regelmäßige Winde hervorrufen. Aber die Anziehung zweier Körper ist immer eine gegenseitige, so daß, wenn der eine Körper an Masse geringer wird, in demselben Maße auch die gegenseitige Anziehung geringer wird. Wäre die Erde statt mit Wasser mit einem Meere von dem 13 Mal schwereren Quecksilber umgeben, so würden die Fluthbewegungen in demselben nicht kleiner werden, sondern eine unwiderstehliche Größe und Gewalt erreichen; in dem Luftmeer der

Atmosphäre dagegen, die beinahe 800 Mal leichter ist, als Wasser, bleiben sie fast unmerkbar, und es gehören schon sehr feine Instrumente dazu, um ihr Vorhandensein überhaupt nachzuweisen.

Nichts desto weniger baut Falb gerade auf diesen Bewegungen der Atmosphäre in erster Linie seine Theorie auf. Zur Zeit des Neumonds und Vollmonds herrscht Springfluth, also besonders starke Bewegung der Atmosphäre; folglich haben wir einen kritischen Tag. Nun geht der Mond nicht in einem Kreise, sondern in einer elliptischen Bahn um die Erde, wie ja diese auch in einer elliptischen Bahn die Sonne umkreist; daher hat er nicht stets dieselbe Entfernung von der Erde, sondern steht ihr bald näher, bald ferner. In der Erdnähe ist die Anziehung beider Körper auf einander stärker, als in der Erdferne; hier muß er also eine stärkere Fluthbewegung hervorrufen. Fällt daher Vollmond oder Neumond mit der Erdnähe zusammen, so haben wir einen kritischen Tag von höherer Ordnung, als wenn dieses Ereigniß zur Zeit der Erdferne eintritt. Indem noch andere am Himmel zu beobachtende Ereignisse, z. B. die Finsternisse der Sonne und des Mondes, in betracht gezogen werden, kann man eine bunte Mannigfaltigkeit von kritischen Tagen festsetzen und das Wetter vom Studirtische aus für lange Zeiträume vorher bestimmen. Weil jedoch hierbei das wirklich auf der Erde herrschende Wetter nicht in betracht gezogen ist, so leiden diese Vorhersagen leider an dem Uebelstand, vollständig unzuverlässig zu sein.

Daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß zufällig einmal an einem kritischen Tage ein großes Unwetter eintritt, wie gerade am 29. Juli. Betrachten wir doch einmal die Wetterprognose für den Anfang Juli in demselben Kalender, in welchem sich die anfangs zitierte eingetroffene Prognose befindet. Da heißt es für den 1. bis 5. Juli:

„Das Wetter ist im allgemeinen trocken, und in den letzten Tagen nehmen die Niederschläge in Folge vereinzelter Gewitter etwas zu. Im allgemeinen jedoch trägt diese Gruppe den Charakter einer Trockenperiode mit hohen Temperaturen.“

Dann folgt die Prognose für den 6. bis 10. Juli: „Die Gewitter verschwinden. Die Trockenheit hält an. Das Wetter bleibt anhaltend warm.“

Danach sollte während des ganzen ersten Drittels des Juli eine trockene Hitze herrschen, und erst, weil am 14. Juli ein kritischer Tag war, Vollmond, sollte das Wetter etwa vom 11. ab umschlagen und naß und kühl werden. Das ist ganz und gar nicht eingetroffen; sondern der Juli hatte während seines ersten Drittels genau denselben kühlen und nassen Charakter, den er bis zu Ende beibehalten hat, wenigstens in Berlin und Umgebung. Aber auch in weiterer Ferne war das Wetter Anfang Juli durchaus nicht trocken und heiß, so ging über Heilbronn und Umgegend in der Nacht vom 2. zum 3. Juli „ein furchtbares Gewitter mit wolkenbruchartigen Niederschlägen“ nieder. Ebenso fanden Anfang Juli in Ungarn, Slavonien, in Glatz-Lothringen, Württemberg, der Schweiz und vor allem in dem südwestlichen Theile von Frankreich Unwetter und in ihrem Gefolge Ueberschwemmungen statt, die an Furchtbarkeit zum Theil das gegenwärtige Unglück noch übertrafen; sind doch in Frankreich allein gegen 300 Menschen ertrunken und ein Schaden von etwa 200 Millionen Franken verursacht worden.

Trotzdem wird in den Augen vieler Gläubigen Falb recht behalten. Wenn man will, hat er auch richtig prophezeit; denn in ganz Italien herrschte Anfang Juli eine unerträgliche Hitze und ebenso in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo über 1000 Menschen am Hitzschlag erkrankt und 350 ihm erlegen sein sollen. Auch für den 29. August und den 26. September, die nächsten kritischen Tage erster Ordnung, sind uns Niederschläge prophezeit; für den August, der im ganzen trocken und schön sein soll, allerdings nicht ganz so viele, wie für den 26. September, für welchen die Prognose ähnlich, wie für den 29. Juli lautet. Wenn wir auch nicht hoffen wollen, daß ähnliche Ueberschwemmungen eintreten, wie diesmal, so zweifeln wir doch nicht, daß irgendwo die Wetterlage eine der vorausgesagten ähnliche sein wird. So lange freilich die Falb'sche Wettervorausage nicht auf sichereren Grundlagen ruht und die mathematische Wetterlage in bestimmung abgegebenen, wenn auch großen Bezirken, nicht etwas zuverlässiger vorausberechnet wird, wird ein gelegentliches Eintreffen seiner Prognosen ihm wohl zu einer gewissen Popularität verhelfen, für den Landmann dagegen bietet sie gar keinen Nutzen und in wissenschaftlichen Kreisen kann sie ebenso wenig auf Beachtung rechnen.

Dr. H. Vorchardt.

Kleines Feuilleton.

— Napoleon als Spekulant. In der vor einiger Zeit herausgegebenen neuen Sammlung unveröffentlichter Briefe Napoleons befindet sich auch ein Schreiben des Kaisers an Mollin. Der Brief datirt aus dem Jahre 1810 und bezieht sich auf die von Preußen gemachte Anleihe zur Bezahlung der ihm auferlegten Kriegsschuldigung. Er lautet: „Zum Parirturse würde die Anleihe 8 pCt. abwerfen, da sie aber zu 65 Franken gehandelt wird, trägt sie in Wirklichkeit 11 pCt. Ich will 10 Millionen in dieser Anleihe unter folgenden Bedingungen anlegen: 1. Daß mein Geld mir wenigstens 10 pCt. einbringt. 2. Daß die Sache so geheim betrieben wird, daß niemand auch nur ahnen kann, ich habe mich an dieser Anleihe betheiliget. Ich werde also für meine zehn

Millionen, die ich für sie angelegt, eine Million Rente haben. Es kann Ihnen nicht entgehen, daß ich, abgesehen von den 11 pCt., noch einen anderen Nutzen ziehen muß, der folgender Art ist: Die Zahlungen finden nur in gewissen Zwischenräumen statt, man muß vorschlagen, daß sie auf der Stelle geleistet werden, und dann werde ich noch die Zinsen gewinnen, was einer beträchtlichen Kommission für mich gleichkommt.“ —

Literarisches.

g. b. „Frau Strahle“ von Ann' Margret Holm gren. Aus dem Schwedischen überseht von Marie Kurella. Leipzig. Kollektion Wigand. Der Roman ist in einer Beziehung sehr lehrreich. Man erfieht aus ihm, daß die schreibenden Frauen überall so ziemlich gleichgeartet sind. Ob die Verfasserin mit Spencer oder Stuart Mill, mit Hedda Gabler oder dem Sozialismus toletirt, ihr Eigenthum ist nichts von all dem geworden. Ich hätte kurz den Inhalt des Romans wiedergegeben, aber es ist schade um jedes Wort, das man über eine so unkünstlerische, süßliche, weiblich-oberflächliche Arbeit verliert. Wir Deutschen haben doch „gottlob“ unsere Werner und Heimburg, unsere Marlitt und Eschstruth; wozu muß ihnen noch von Schweden her Konkurrenz erwachen? Bei dem ausgesprochenen Tiefstand des literarischen Geschmacks, bei der Urtheilslosigkeit des Publikums muß man leider in gewissen Kreisen dem Buche eine Zukunft versprechen. —

— Die Herausgabe der literarischen Beilage der in München erscheinenden „Allgemeinen Zeitung“ wird von Mitte September ab Dr. Oskar Bulle übernehmen. —

Musik.

— E. Feld, der Komponist der „Schwalben“, hat eine einaktige Oper „Sinna, die Zigeunerin“, vollendet, zu der die Schriftstellerin Mara Cop Marlet das Libretto geliefert hat. Das Werk soll in der kommenden Saison in Wien zur Aufführung gelangen. —

— Neue Oper von Massenet. Emma Calvé, die „Schöpferin“ der Santuzza, befindet sich zur Zeit in Dieppe, wo sie unter Leitung Massenet's die Titelrolle seiner neuen, dem Daudet'schen Roman entlehnten Oper „Sappho“ subirt. —

Kunst.

— Kunstpflege in Preußen. Der Berliner Freesomazer Professor Friedrich Geselschap hat, dem Vernehmen nach, bei der Akademie sein Amt als stellvertretender Vorsitzender der Senatssektion für die bildenden Künste niedergelegt und überhaupt auf die Würde eines Senators verzichtet. Wie in Künstlerkreisen verkannt, ist dieser Entschluß des Künstlers durch ein Monumentum (Müffel) veranlaßt, das ihm von seiten des vorgeordneten Ministers wegen einer unterlassenen Urlaubsmeldung zu theil geworden war. —

— Der Verwaltungsrath der Aktiengesellschaft des Berner Stadttheaters eröffnet unter Schweizerischen und in der Schweiz wohnenden Architekten eine Preisbewerbung zur Gewinnung von Planskizzen für ein neues Theater. Dem Preisgericht, das aus Prof. Blumtschl in Zürich, den Architekten Gos in Genf, Bisler in Basel und Stettler in Bern, sowie dem Maschinenie-direktor Lautenschläger in München besteht, stehen 6000 Franken zur Verfügung. —

Medizinisches.

k. Eine wichtige Arbeit über das Wurfgift und dessen Gegengift bringt die „Deutsche med. Wochenschrift“ aus dem Berliner Institut für Infektionskrankheiten. Das Fleisch- oder Wurfgift greift die Elemente des Nervensystems, zumal die Nervenzellen des Rückenmarks unmittelbar an. Die Fortschritte der Färbetechnik auf dem Gebiete des Nervensystems haben es ermöglicht, die Veränderungen, die das Fleischgift an den Nervenzellen hervorruft, an diesen Zellen selbst zu studiren. Die vorliegenden Untersuchungen des Dr. Kempner und Dr. Pollack aus dem Institute für Infektionskrankheiten betätigen zunächst die Veränderungen, welche an den Nervenzellen mit Fleischgift vergifteter Thiere vor sich gehen: den Zerfall der Körnchen im Innern der Zellen, eine damit Hand in Hand gehende fortschreitende Abnahme der Färbbarkeit derselben und schließlich die völlige Zerstörung der Zellen. Daneben hatten sich die Forscher die Aufgabe gestellt, die Wirkung des Blutfurnms, welches Dr. Kempner von schutzgeimpften Thieren als Gegengift gegen das Wurfgift gewonnen hatte, auf die durch das Gift krank gemachten Nervenzellen mit dem Mikroskop zu prüfen. Das Material zu den Untersuchungen gab eine große Reihe von Thieren, vornehmlich Meer-schweinchen, welche verschieden lange Zeit nach der Einspritzung des Giftes und Gegengiftes getödtet, und deren Nervenzellen untersucht wurden. Ein Theil der Thiere bekam gleichzeitig Gift und Gegengift einspritzt, andere wurden zunächst mit dem Gegengift schutzgeimpft und dann vergiftet, ein dritter Theil schließlich wurde nach vorausgegangener Vergiftung mit dem Gegengift behandelt. Bei der ersten und zweiten Kategorie, d. h. bei den Thieren, die gleichzeitig mit dem Gift oder vorher das Gegengift erhalten hatten, zeigten die Nervenzellen fast nichts von der sonst so ausgeprägten Veränderung. Die nach der Vergiftung mit dem Gegengift gespritzten Thiere konnten sämmtlich am Leben erhalten werden, auch wenn bereits die Nervenzellen erheblich verändert

waren. Die Beobachtung der Nervenzellen ergab das interessante Resultat, daß sich die kranken Nervenzellen langsam wieder erholten und die durch das Gift bei ihnen verursachten Veränderungen sich allmählig wieder rückbildeten. Nur hielt diese Rückbildung nicht gleichen Schritt mit der äußerlich erkennbaren Heilung der Thiere. Die Thiere erschienen äußerlich oft schon nach vier Tagen als geheilt, während sich die Körnchen innerhalb der Nervenzellen erst ganz allmählig wieder bildeten, und die Färbbarkeit der Zellen langsam wiederkehrte, so daß die Nervenzellen sich erst nach mehreren Wochen wieder als ganz normal erwiesen. —

Aus dem Thierleben.

— Daß sich Thiere in ihrem natürlichen Instinkt irren können, dafür sind neuerdings interessante Beispiele beobachtet. So erzählt C. E. Wedford im Juliheft der englischen Monatschrift „The Entomologist“, wie ein Kohlweißling (*Pieris brassicae*) auf der Kent-Street in London immer den Kopf einer Dame umflatterte, welche ihren Hut mit einem Strauße künstlicher Maiglöckchen geschmückt hatte. Er glaubte augenscheinlich wirkliche Blumen vor sich zu haben und versuchte mehrmals, sich darauf niederzulassen, aber die Bewegungen der Dame waren so unruhig, daß er ihr immer nur auf eine gewisse Entfernung folgen konnte, bis er schließlich von seinen Versuchen abstand. Alle Menschen standen still und ergötzten sich über das sonderbare Gebahren des Schmetterlings. Eine ähnliche Beobachtung von Instinktirrhum erzählt soeben N. Blanchard in der „Revue scientifique“. Als er einstmals ein Hotelzimmer bewohnte, bemerkte er einen Schwärmer, welcher im Halbdunmel von einer Seite zur anderen flatterte. Die Zimmerwände und die Decke waren nicht mit Tapeten bekleidet, sondern mit ziemlich großen rothen Blumen bemalt. Der Schmetterling ließ sich dadurch täuschen und flog von einer zur anderen, indem er seinen Rüssel so vorgestreckt hielt, wie die Schmetterlinge es thun, wenn sie ihn in das Innere der Blumen versenken wollen. Niemals sah er das Ranken- und Blätterwerk, das die Wände und Decke sonst noch verzierete, für Blumen an, sondern er setzte sich unabänderlich nur auf die rothen Blumen. Es bedurfte erst zahlreicher fruchtloser Versuche, ehe er sich entnuthig zeigte und durch das Fenster entfloß. Wie die Versuche Plateau's an Georginen, sprechen auch diese beiden Beobachtungen dafür, daß es nicht immer die Düfte der Pflanzen sind, welche die Insekten anlocken, sondern auch Farben oder allgemeine Helligkeitseindrücke, und dies vielleicht gerade bei Nacht- und Dämmerungsinsekten. —

Aus der Pflanzentwelt.

— **Cocacultur in Peru.** Seit der Verwendung des Cocain zu Heilzwecken hat der Anbau des Cocastrauchs in Peru einen großen Aufschwung genommen. Früher wurde nur auf einzelnen Gehöften Coca für die Bergarbeiter gebaut; diese tauchten Coca wie Tabak. Heute produziert die Provinz Otuzco 47 000 Ztr. im Jahre. Zu einem Zentner sind mehr als tausend 6jährige Cocaströcke nöthig; jüngere Ströcke liefern einen noch geringeren Ertrag. Der Zentner Coca wird mit 32 Soles (4,05 M.) bezahlt. —

Technisches.

— **Romanium.** Eine neue, von dem Engländer Roman zusammenge stellte Legirung ist unter dem Namen „Romanium“ aufgetaucht. Sie besteht aus 94 bis 95 pCt. Aluminium und je etwa 2 pCt. Nickel und Wolfram. Sie hat das spezifische Gewicht 2,74, die Zugfestigkeit 15 Kilogramm im gegossenen, 30 Kilogramm im geschmiedeten Zustande, im letzteren Falle also beinahe die weichen Stahls, und soll bereits für Fahrräder verwendet worden sein. —

— **Rettungsboote aus Bimsstein.** Eine Schiffswerft in Liverpool baut jetzt Rettungsboote aus Bimsstein, die sich vortrefflich bewähren sollen. Sie kentern nie, bleiben flott, auch wenn sie ganz voll Wasser geschlagen sind, und sind hinreichend fest und widerstandsfähig, dabei sehr leicht an Gewicht und infolge dessen auch leicht in der Handhabung. Ein besonderer Vorzug der Bimssteinboote ist, daß beschädigte Stellen leicht herausgenommen und ersetzt werden können, ohne das Fahrzeug auch nur einen Augenblick außer Gebrauch setzen zu müssen, und daß schließlich mehrere Rettungsboote zusammen sich schnell zu einem großen Boot vereinigen lassen. Da man sie mit Delfarbe bestreicht, so sehen die Bimssteinboote aus, wie aus Holz gefertigte. —

Humoristisches.

eh. **Humoristische Seelsorger.** Es wurde kürzlich in diesem Blatte von humoristischen Kanzelrednern erzählt und sehr ergötzliche Proben solcher humoristischen Predigten mitgetheilt. Ein gewiß vergnügliches Seitenstück zu jenen Proben ist die Rede eines Mönches bei der Einkleidung eines Fräuleins als Nonne im Jahre 1781, deren Schluß hier mitgetheilt sei:

„Nun, geistliche Braut, ziehen Sie demnach wohl zu Gemüthe, was für ein tugendfames Beispiel Sie an Ihrer würdigen Frau Oberin zu ersehen haben. Wohlan, bestreben Sie sich, ihr in allem nachzuahmen. Seien Sie ein junger Affe, welcher seiner Mutter alles nachzuahmen trachtet —

Du junger Affe, meine geistliche Braut, äffe also nach dem alten Affen, Deiner würdigen Frau Oberin, was Du nur Tugendhaftes an ihr betrachtest! Affe nach, Du junger Affe, in den Rasteigen und Buhwerten, äffe nach ihre Keuschheit und Demuth, ihre Geduld.

Affe nach, Du junger Affe, ihre Auferbaulichkeiten, damit Du einstens auch den alten Affen in der Stelle einer würdigen Frau Oberin nachahmen könntest. —

Nun geistliche Braut! habe ich genug von Ihrer Obliegenheit geredet, ich komme demnach auch auf Sie, würdige Frau Oberin, ich übergebe Ihrer demaltes geistliche Braut, und ermahne Sie, solche in Ihrer Odhut zu nehmen. Damit aber auch Ihrerseits nichts gebrochen möge, so sein Sie gleich einem alten Bären, welcher nichts andres auf die Welt bringet, als ein wildes und ungestaltetes Stück Fleisch und so lange daran leidet, bis es die Gestalt eines jungen Bären bekommt. Also lecke Du alter Bär, würdige Frau Oberin, gegenwärtiges geistliches Stück Fleisch, und zwar so lange lecke an demselben, bis es vollkommen an Demuth und Auferbaulichkeiten Dir und allen seligen Vorfahrinnen ähnlich werde. Bede auch Dein ganzes Konvent sammt allen Kloster- und Koffräulein. Bede Du alter Bär, würdige Frau Oberin, die sämmtliche Familie der geistlichen Braut und alle hier versammelten Zuhörer. —

Zulezt aber lecke auch mich, damit wir alle wohl geleckt und gereinigt den glänzenden Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen. —

Vermischtes vom Tage.

— Die bekannte Schauspielerin Marie Seebach ist in St. Moritz im Oberengadin gestorben. Im Jahre 1898 hat sie mit 120 000 M. in Weimar das Heim für hilfsbedürftige Pensionäre der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger begründet. —

— **Grüne Schuhe** sind das Neueste auf dem Narrengebiete der Mode. —

— Einundfünfzig Typhusfälle sind in Landsberg a. W. bereits gemeldet. —

— Auf dem Gebiet des einstigen Salzsees bei Oberöbilingen wurde eine 80 Meter starke Schicht Kali angebohrt. Die Mächtigkeit des darunter liegenden Steinsalzes ist größer als 1000 Meter. —

— Auf eigenhümliche Weise fand eine junge Frau in einem Vergnügungstokal bei Trier ihren Tod. Ihr fünfjähriger Sohn vergnügte sich auf einer Schaukel. Die Mutter bemerkte zu ihrem Schrecken, daß er bei dem Spiel ein scharfes Messer in der Hand hielt und eilte rasch hinzu, um ihm das Messer zu entreißen; hierbei wurde sie jedoch von der Schaukel und vom Messer so schwer getroffen, daß sie kurz darauf starb. —

— Eine feine Pleite. In dem Konkurs des vormaligen Buchdruckereibesitzer und Verlegers Konrad Fischer in München beträgt der verfügbare Massebestand 11 440 M. 27 Pf. Die Forderungen ohne Vorrecht stellen sich auf 582 411 M. 84 Pf. —

— Auf der Straße zwischen Kaufbeuren und Biessenhofen wurde ein Bierfahrer mit eingeschlagenem Schädel auf seinem Fuhrwerk todt aufgefunden. Dem Ermordeten sind die Augen ausgestochen, die Nase und Ohren abgeschnitten, die Kopfhaut abgezogen und die Hände zerhauen. —

— Die unlängst erfolgte Verhaftung eines vermeintlichen französischen Spions in Ulm hat für die dabei beteiligten Ulmer Bürgeröhne unangenehme Folgen gehabt, indem bei der Haus-suchung Briefe gefunden wurden, die auf ein Verbrechen gegen das leimende Leben hinweisen. Die beiden jungen Leute befinden sich seitdem in Untersuchungshaft. —

— Wie aus dem Elsaß gemeldet wird, versammeln sich die Störche schon zu Tausenden, um den Flug nach dem Süden zu beginnen. —

— In Zaslizka (Galizien) schlug der Blik während des Gottesdienstes in eine Kirche und tödtete eine Frau, während zwei andere Personen leicht verletzt wurden. —

— Eine Verwegene. Ein junges Mädchen aus Mannheim hat am 2. August das Matterhorn erstiegen. —

— **Groß-Newyork** wird nach seiner zu Neujahr 1898 zu vollziehenden Vereinigung mit Brooklyn und einer Anzahl von Vororten künftig nach London die erste Stelle unter den Großstädten einnehmen, mithin Paris aus seiner bisherigen Rangstellung verdrängen. Die betreffenden Ziffern sind folgende: Bevölkerungsziffer im Jahre 1896: London 4 433 018, Groß-Newyork 3 294 865, Paris 2 511 955, Berlin ohne Vororte 1 715 000 (die hinzutretende Bevölkerungszahl der Berliner Vororte betrug 434 588). Gebäudezahl: London 600 000, Groß-Newyork 167 000, davon 130 000 Wohngebäude, Paris 100 000, Berlin 23 307 bebaute Grundstücke. Gesamt-Grundfläche: London 3042 Hektar, Groß-Newyork 1932 Hektar, Paris 966 Hektar, Berlin rund 550 Hektar. —

c. e. **Etwas grob.** Ein deutsch-amerikanisches Blatt schreibt: „Chicago brüsst sich gegenwärtig damit, daß es demnächst das „feinste“ County-Gefängniß zur „gefälligen“ Benutzung eröffnen werde. Die Herren Stadtväter wollen an dem Einweihungsakte auch theilnehmen. Wenn man hinter der großen Majorität derselben die Thüren zuschloße und mehrere Jahre nicht öffnete, hätte das Gefängniß zur Einweihung eine Schaar ausgewählter Inassen, wie sie, dem Zwecke des Gebäudes entsprechend, im ganzen Lande nicht passender zu finden wäre.“ —